

Das Schloss

Autor(en): **Andrew, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **28 (1960)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Schloss

Andreas lehnte am Stamm der Buche und sah zum Schloss hinüber, das grün-umrankt, hier und dort von den schmalen Schatten der vorspringenden Mauer-kanten durchkreuzt, in der Mittagssonne vor ihm lag.

Er senkte den Kopf.

An seinem Knie vorbei schnitt eine stahlblaue Libelle durch die Luft, aufblitzend wie ein geworfenes Messer.

Seit der Begegnung mit dem Fremden waren Monate vergangen; das ständige Auf- und Abfluten der Qual hatte ihn erschöpft. Sein Gesicht war schmaler geworden und eine scharfe, senkrechte Falte grub sich über der Nasenwurzel in seine Stirn.

Ueber die lichtdurchflirnte Waldwiese bis zu ihm herüber klang das helle Hämmern des Spechts von den drei Kiefern her, die in der Nähe des Tores standen. Die drei rötlichen Stämme trugen ihre dunklen Kronen, die sich berührten, wie kupferne Säulen das Dach eines Tempels.

Andreas konnte seit jener Nacht nur selten schlafen und seine Träume brachten ihm keine Entspannung. Eines Morgens fand er den Mut, sich sein Wissen einzugestehen, dass der Fremde, der einen Tag und eine Nacht sein Freund gewesen war, nicht wiederkam und alles vorbei war. Er hatte lange um diesen Mut gerungen.

Ein Bussard kreiste über der Lichtung, oder war es ein Falke?

Wie einer, der ohne Hoffnung ist, es eines Tages satt hat, einen seelenlosen Körper weiter über die Erde zu schleppen, der Sinnlosigkeit seines Daseins ein Ende macht und ihn zerstört, was man dann Selbstmord nennt, wo es doch nur noch die säuberliche Handlung ist, sich seines Leichnams zu entledigen, so ging Andreas daran, sein Schloss, das seinen Glauben und seine Lebenshoffnung dargestellt hatte, zu vernichten, da dessen Fortbestehen jeden Sinnes entbehrte, weil es in all seiner Pracht nur einer Ruine gleichkam.

Denn was für Andreas seinen wesentlichen und darum einzig wirklichen Wert ausgemacht hatte, war nicht seine materielle und künstlerische Kostbarkeit, sondern die Tatsache, dass all seine Köstlichkeiten so inbrünstig von ihm geschaffen worden waren, um der Ausdruck seines Ichs und als solcher Geschenk zu sein, dass seine Schönheit und Eigenart so mutig verteidigt, so keusch bewahrt worden waren für den einen, der kommen würde, der kommen musste. Weil er so sehr erwartet wurde, der einzige, der dies alles begehren durfte. Der zu empfangen verstünde, weil er allein den wahren Wert zu schätzen vermöchte.

Er war gekommen, der Erwartete.

Er hatte die Gabe verschmäht, die so köstlich gewesen war. Seine Missachtung hatte sie entwertet. Er hatte nicht zu trinken begehrt und der süsse Duft des Weines war verflogen.

Das Quälendste war vielleicht das: Er war so unschuldig an seiner Schuld, dass sie keinem Hass standhielt und Andreas sich nicht einmal auf diese Waffe werfen konnte, die doch ohne Ziel ganz zwecklos war.

Der Fremde war fremd geblieben. Er hatte das Schloss bewohnt, ohne es anzusehen. Er hatte ein Herz berührt, ohne etwas zu empfinden. Er hatte ein Glück ermordet, ohne es zu ahnen. Er hatte nur getan, was wir alle tun: Er hatte zerstört.

Aus dem Wald stob kreischend ein Eichelhäher auf und strich ab. Die Mittagsstunde war vorüber. Summend taumelten die Bienen mit schwerbeladenen Schenkelfellchen um die Glockenblumen.

Andreas hob langsam den Kopf. «Weil ich nun weiss, dass alles zerbrochen ist, will ich die Scherben nicht mehr sehen», sagte er laut vor sich hin. Er bog mit der Fusspitze das feine, lange Waldgras beiseite, um einen grüngoldenen Mistkäfer vorbeizulassen, der seine Vorratskugel vor sich herrollte; dann löste er sich vom Stamm seiner Buche und ging auf das seltsame Tor zu, dessen linker Torpfosten eine holzgeschnitzte Mutter Gottes war.

Er holte die Petroleumkannen, die keinen langen Winterabend mehr mit Licht zu versorgen hatten, aus dem Keller und stieg die Treppen hinauf bis zum Dachboden.

Ein stäubchendrehender Lichtbalken durchquerte den dämmerigen Raum. Die Kreuzspinne hatte ihr Netz vor die offene Dachluke gespannt. Zwei gelbe Motten baumelten darin. Der Duft von Kamillen- und Thymianbündeln rang mit dem starken Sonnengeruch der erhitzten Dachsparren.

Hier begann Andreas sein Werk. Von oben herabsteigend wie ein Richtengel. Mit ruhigen, sicheren Händen goss er das Petroleum an die geeigneten Stellen,

rückte hier und dort einen Sessel näher zu einem Wandbehang, damit die Flammen besser überspringen könnten, öffnete die Fenster, ihnen belebenden Luftzug zu verschaffen; von Stockwerk zu Stockwerk, Gegenstände aufhäufend oder auseinanderstreuend, bereitete er gastlich den Weg des Todes vor. In der Halle warf er trockene Fichtenzweige über den Fliesenboden bis zu den schweren Fenstervorhängen, nichts ausser Acht lassend.

Wie er mit dem Inneren des Hauses fertig war, trat er in den Hof hinaus. Es war später Nachmittag. Die langen Kiefernshadowen streichelten schon die Torstufen, der kleine Specht hämmerte nicht mehr. Gleich musste die Drossel auf der Spitze des alten Birnbaums am Brunnen ihr schmerzlich schönes Andante beginnen.

Andreas musste sich beeilen zu Ende zu kommen. Er ging zum Schuppen, trug Reisigbündel und Holzkloben heraus und ordnete alles rund um die berankten Mauern an. Zu Füßen der hohen Stützbalken machte er die Reisighaufen höher und warf einen Tannenklotz darauf, damit die Flammen an den Balken herauflecken konnten. Die Schultern und das Kreuz begannen ihm weh zu tun. Ab und zu warf er einen feuchten, pilzbezogenen Ast beiseite, nachdem er einen Augenblick seine zerkratzten, von den Henkeln der schweren Kannen zerquetschten Hände darum geschlossen hielt, um sich an der glitschigen Kühle wohlzutun.

Er arbeitete wie besessen. Als er um die Hälfte des Schlosses herum war, begann die Drossel ihr Flötensolo. Zum erstenmal bedeutete es Andreas nichts anderes als ein Zeitzeichen, das zur Eile mahnt.

Die Töne stiegen hoch wie Wasserspiele, aufjubelnd, abschluchzend und wieder erblühend. Der glückliche Vogel hatte sie niemand bestimmt und es kümmerte ihn nicht, dass sein letzter Sang unempfangen blieb.

An dem dünnen Zweig, auf dem er sich mit geschwellter Kehle seinem eigenen Lustbeben hingab, zitterte an ihrem Stengelchen eine kleinwinzige Birne, das unhaltbar gewordene Fruchtversprechen einer weissen Blüte.

Ueber den Schattenstreifen des Birnbaums hasteten vier Ameisen. Die robusten braunglänzenden Körper strengten sich an, ein welches, zusammengerolltes Birnbaumblatt, mit allen Künsten ihrer erworbenen Erfahrung über die voll Gras gedrängten Spalten zwischen den Steinplatten hinwegzuheben, um es bis unter die Himbeerranken zu zerren, wo ihr zukunftsloser Bau sich wölbte.

Neben dem Tor, zu Füßen der Mutter Gottes, begegneten sich zwei Weinbergschnecken und tasteten sich erregt mit ihren weichen Augenstielen ab.

Eine verpuppte Raupe, die den spiessenden Vogelschnäbeln entgangen war, schlief noch in einer warmen Rindenspalte, während sich in ihrem unförmigen Körper das graziöse Schmetterlingswunder umsonst verwirklichte. Niemals wird sie grosse Flügel in der Mittagsglut langsam auf und zu klappen.

Andreas kam jetzt von der anderen Seite her zum Schuppen, weil das der kürzere Weg war.

Vom Boden, der die Sonne nicht mehr sog, stieg ein leichter Dunst auf. Zwei schillernde Schleimspuren verloren sich unter den hölzernen Rockfalten der unbefleckten Jungfrau.

Andreas zog einen Kreis um seine Welt. Er war so unschuldig an seiner Schuld, dass sie keinem Hass standgehalten hätte. Er tat nur, was wir alle tun: zerstören.

Langsam kroch die tödliche Holzschlange vorwärts, schleifte an der Mauer entlang, sich trügerisch zärtlich allen Windungen anschmiegend. Wieder und wieder machte Andreas den Weg zum Schuppen. Seine Arme waren voll blutiger



Schrammen, das feuchte Haar fiel ihm in die Stirn, Schweißbäche rannen ihm über Nase und Wangen. Das Hemd klebte sich an seine Brust wie eine widrige Haut. Seine Kniegelenke schienen ihm weich zu werden und die Muskeln nicht mehr zu gehorchen, während sich sein Rückgrat unfügig versteifte. Aber mit eiserner Energie führte er den Schlangenkopf der Schwanzspitze zu.

Als er seine Runde vollendet hatte und das letzte Reisigbündel neben den Torbalken legte, wo die hölzerne Mutter Gottes die zehrende Brunst aufwärts leiten würde, war es Abend geworden.

Das letzte Andante war längst verklungen. Mücken tanzten ihr Zuckballett in der feuchten Luft über dem Brunnen. Eine aufgescheuchte Fledermaus torkelte über die Terrasse und floh aus dem für sie noch viel zu hellen Licht in das wohltuende Dunkel des leeren Schuppens.

Zwischen den feinen, polierten Fussknöcheln der Madonna wandten sich die beiden Weinbergschnecken in ihrer Liebesverketung. Jede ihr Geschlecht im Geschlecht der andern, jede durchdrungen werdend und durchdringend, in göttlichem Doppelgenuss ihres Hermaphroditentums.

Andreas wandte seine reinen Augen von ihnen fort, als fürchte er, sein Blick könne sie in ihrer Vereinigung stören und schloss mit einem langen Kiefernweig, den er wie eine Brücke über die beiden Reisigbündel vor den Torpfosten legte, den Kranz.

Der Himmel färbte sich rötlich und warf einen blutigen Schein über das Schloss, das still und schön in seiner Dornenkrone dastand.

Andreas fühlte brennenden

Durst. Er reckte sich qualvoll auf, holte tief Atem und begann langsam die Lichtung abzugehen, um sich zu entspannen, denn Knie und Hände zitterten ihm vor Erschöpfung.

Plötzlich empfand er, dass er hungrig war. Er zog ein Stück Brot aus der Tasche und biss gierig hinein. Es schmeckte nach Petroleum und widerte ihn an, aber er ass es im Gehen hinunter. Es war trocken und alt geworden und machte ihn noch durstiger, als er gewesen war. Er schritt rascher aus und wandte sich seitwärts in den Wald, dem grossen Stein entgegen, über den die Quelle sprang.

Betende und Dürstende haben dieselbe Bewegung: Die des Niederknien, des Händehebens. Es war schon dunkel unter den Eichen — Andreas liess sich auf die Knie fallen und seine blut- und harzverklebten Hände unterbrachen das freche Gezwitzcher des kleinen Wassers, das sich rosa färbte, dann wieder klar wurde — Andreas sah es nicht. Es war schon dunkel unter den Eichen.

Nach einer Weile beugte er sich tief herab und trank in langen, erlösten Zügen. Das Wasser war schneidend kalt. Er liess es über Brust und Nacken rin- nen, dann versuchte er mit feuchtem Sand seine Hände vom Harz zu reinigen, bis sie wieder zu bluten anfangen. Als er sich aufstützte, um sich zu erheben, fühlte er im Moos ein paar Eicheln. Mit sehenden Fingerspitzen liebkostete er die glatten Früchte in ihren kleinen, rauhen Bechern und lächelte einen Augenblick still und vergessen vor sich hin. Dann raffte er sich auf, strich das nasse Haar aus der Stirn und ging zum Waldrand zurück und weiter über die Wiese bis zu seiner Buche, die vor dem Saum des Waldes allein in der Lichtung stand, als wäre sie ein Bote, der sich aus der Masse gelöst hat, um zum Tor zu gehen.

Als er den Baum erreichte und sich an den Stamm lehnte, war es Nacht. Eine wunderbare, klare Sternennacht. Der Wald duftete stark und ein weicher Wind gab ihm tiefe, lang-zitternde Atemzüge. Andreas betrachtete das dunkle Schloss und überlegte, ob er nichts ausser Acht gelassen hätte.

Das Käuzchen strich mit seinem sehnsüchtigen Liebesruf über ihn hin, dem Gefährten nach, der antwortete.

Nein, alles war bereit, damit das Ganze auch gänzlich vergehen konnte. Er musste nur noch die Fackel senken und es war geschehen.

Er fühlte plötzlich so sehr seine körperliche Müdigkeit, dass ihn die Versuchung überkam, sich einfach ins moosige Gras sinken zu lassen und, das Gesicht in den Armen, noch einmal unter diesem ruhigen Sternhimmel an der Brust seines Waldes einzuschlafen, wie früher, als er noch in der Geborgenheit des Glaubenkön- nens gelebt hatte. Er war wie zerbrochen und des Nachdenkens nicht mehr mächt- ig; er spürte, dass dieser Erschöpfungszustand ihm noch einmal, ein einziges Mal, diesen süssen Schlaf gewähren würde.

Doch Andreas war zu stolz, um diese Lust einer betäubenden Lüge zu ver- danken. Er biss die Zähne zusammen, riss sich hoch und ging mit entschlossenen Schritten zum Schloss zurück, holte zwei Fackeln, von denen er eine anzündete, stieg bis unters Dach hinauf und begann Feuer zu legen.

Aber seine Hände waren nicht mehr ruhig und sicher. Sie fieberten und führten die Fackel mit heftigen, wie entgleisenden Bewegungen.

Das Schlafzimmer — der Spiegel springt, der blaue Vorhang stürzt von versengten Schnüren — weiter, weiter —. Die Bibliothek — Buchseiten krümmen sich, Worte schreien auf — weiter, weiter —. Der alte Schreibtisch brennt, der grosse Schrank — Schnitzereien werden lebendig, schön wie nie zuvor — weiter, weiter —. Das Erkerzimmer — Funken sprühen über den Teppich, der Sessel brennt, der Gobelin, Phönix auf dem Gobelin, Phönix flattert aus Flammen auf —



— Ja! Das: Phönix! — Dann zuckte er auf aus dem Fiebertraum. «Nein! Nicht sterben, töten will ich — Frei sein!» Weiter! — Die eben überwundene Schwäche, das Bewusstsein, das seine Gesten nun bedeuteten, die Tat endgültig zu tun, getan zu haben, zwang ihm immer neues Wollen, neue Kraft ab. Er atmete schwer und seine Hände krampften sich um die Fackelstäbe, dass die Knöchel weiss hervortraten, während er von Zimmer zu Zimmer, von Stockwerk zu Stockwerk vor dem aufrasenden Brand floh. Im ersten Stock hörte er schon das Prasseln des brennenden Daches und nachdem er noch in der Halle Feuer gesät hatte, lief er durch den Hof hinaus.

Einen Augenblick lähmte ihn das Grauen vor dem Schauspiel, das er geschaffen hatte.

Unter den flackernden Lichtschlägen der aufflammenden Feuergarben schien der ganze Wald zu wanken und sich in einem unheimlichen Tanz auf ihn zuzubewegen, während er sich dauernd in phantastische Alptraumlandschaften verwandelte.

Plötzlich wurde Andreas ganz schwindeltrunken und willig, mitzutun in diesem ungeheuerlichen Fest. Das Knattern des Brandes bezwang und entfesselte ihn zugleich, wie Negermusik im Dschungel, so dass er in wildem Rhythmus, lallend, um das Brandopfer tobtanzte und, die Wollust der Zerstörungswut auskostend, fackelschwingend tanzte, tanzte, immer zündend, zündend, zündend tanzte, während schon brennende Dachteile um ihn niederkrachten, bis er entsetzt vor einem verzerrten Menschengesicht zurückprallte.

Dann begriff er, dass es die brennende Madonna war —. Da kam er zu sich und stürzte in panischer Angst über die Wiese hin, ganz instinktiv auf seine Buche zu, die er keuchend umschlang und sein glühendes Gesicht an den taufrischen Stamm presste. Auch seine Ellbogenbeugen suchten die erfrischende Berührung, das kochende Blut zu kühlen.

Sein Hals schmerzte und war rauh von Rauch und Aschenstaub, seine Lungen schienen zu zerreißen. In seine Ohren presste sich taubmachendes Dröhnen. Violette Dolche staken in seinen Augen. Seine Rippen wölbten sich verzweifelt gegen den erstickenden Druck eines unbekanntes Gewichts. Er glaubte zu sterben.

Aber allmählich fand er seinen Atem wieder und seine wilden Herzschläge nahmen ihren gewohnten Rhythmus wieder an. Er drehte sich um und lehnte sich an den Stamm. Eine Weile empfand er nichts als das physische Wohlbehagen, wieder atmen zu können und seinen schmerzenden Rücken anzulehnen. Dann wurde er sich seiner wieder bewusst.

Lange starrte er wie mit blinden Augen in den grellen Feuerschein und fühlte in wehrloser Angst die grosse Kälte in sein leergebranntes Herz eindringen. Bis er in einen Zustand geistiger und körperlicher Lähmung glitt, ein — Nicht-mehregewärtig-sein —.

Als er aus dem langen Ohnmachtsschlaf wieder zu sich kam, brauchte er eine Weile, um seine erstarrten Glieder zu lockern und zu bewegen, bis sie wieder durchblutet, erwärmt und brauchbar waren.

Dann wandte er sich dem zu, was gestern noch ein Schloss gewesen war. Er hatte seine Arbeit gut gemacht. Der Morgenwind, der die Rauchschwaden teilte, legte einen flachen, schwarzgekohlten Steinhaufen zwischen ungleichen Mauerstümpfen bloss. Es war alles bis zu erinnerungsloser Unkenntlichkeit vernichtet.

Eine Sekunde zweifelte er, dass es möglich sein konnte, etwas, woran man seit dem ersten bewussten Kindergedanken zwanzig Jahre lang gebaut hat, in einer Nacht zu zerstören. Ein heisser Schreck durchfuhr ihn und sein Hals schnürte sich zu. Da stiess er die Angstwelle zurück, die aufquellen wollte. Er sammelte mühsam Speichel, schluckte ihn gierig hinunter und atmete sich tief voll Morgenluft, bis er sich wieder im Gleichgewicht fühlte. Jetzt konnte er den Anblick der Brandstätte vollkommen ertragen. Ja, es war alles in Ordnung.

«Aus», sagte er ruhig und sein Blick schweifte über die schwarzen Trümmer hinweg in die freigelegte Weite der Landschaft, die im Licht des neuen Morgens hingebreitet war wie eine Darbietung des Lebens. «Der Ruf zum Aufbruch», dachte Andreas. Sein Lebenswille schwoll auf wie ein ungeduldiger Strom. Er

begann zu laufen, leichtfüssig sprang er, mit seinen von Tau vollgesogenen Schuhen unbeschadet über die heissen Steine und den Aschenhaufen hinab.

Seine Augen sahen in die Ferne, als sähen sie ein Ziel, und er dachte: «Da ich einen neuen Weg gehe, muss auch ein neues Ziel da sein. Ich muss nur weitergehen.»

Er wusste noch nicht, dass er gezeichnet war und dass es Wege gibt, die nur im Kreise führen.

Er hatte nicht bemerkt, dass er seine Hand wie eine Schale vor sich hertrug, die Hand, die sich um die Schulter des Fremden geformt hatte, einmalig, endgültig geformt.

Eine Schale, die bis an den Rand mit der Erinnerung an diese Berührung gefüllt war, so dass sie nichts anderes je umschliessen konnte.

Es gibt Dinge, die man nicht verbrennen kann und Brände, die nicht verlöschen. —

Karl Andrew

Illustriert von Rico, Zürich.

IM SPIEGEL

Und wenn der Zustrom dir entgegenfliesst
des andern Herzens — eh du in die Wellen
hinab dich wirfst, die übereilten, schnellen;
noch eh der Fluss sich in dein Herz ergiesst,

suche, wo sich die Flut zum Spiegel schliesst:
vor diesen blanken Spiegel dich zu stellen —
und blick ins Aug dir, eh im Ueberswellen
die Wonnen der Umnachtung du geniesst!

Erst lass im Strom dein Abbild dir verkünden
wer selbst du bist an Antlitz und Gestalt —
und hat auch dann noch über dich Gewalt
was aufschäumt aus den aufgewühlten Gründen,

dann lass dich fallen: dann ist's nicht zu bald —
Dann mag die Liebe in die Liebe münden!

HEINZ BRENNER.

Aus dem soeben erschienenen Versband «Im Spiegel». Verlag Die Brigg in Augsburg.